



Gratisbeilage zur „Heissenheimer Zeitung“.

Nur treu!

Auf! Bleibet treu und haltet fest!
So wird Euch mehr gelingen!
Wer sich von Gott nicht scheiden läßt,
Der kann die Hölle zwingen!
Der alte Gott, der deutsche Gott,
Läßt sich noch immer schauen,

Und macht des Teufels List zu Spott
Und seinen Stolz zu Grauen.
Auf! Bleibet treu und haltet aus,
Wie Lug und Trug auch schmeicheln!
Der Herr dort oben hält noch Haus
Und schirmt den rechten Glauben,

Den Glauben, daß die Welt vergeht,
Wenn Männertreue wanket,
Den Glauben, daß wie Sand verweht,
Was um die Lüge ranket.
Denn Treue steht zuern, zuletzt
Im Himmel und auf Erden.

Wer ganz die Seele drein gesetzt,
Dem wird die Krone werden.
Drum mußt drein und nimmer bleich!
Denn Gott ist allenthalben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben!

Ernst Moritz Arndt.

Die Prachtmenschen.

Roman von H. Riecksch.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Diener hatte inzwischen Wurst und Schinken, Butter und Brot und eine Flasche Bier gebracht. „Adieu, Herr Lämmchen, essen Sie ruhig und kommen Sie übermorgen wieder. Machen Sie einen Uberschlag, was Sie für den Anfang gebrauchen, dann werden wir den Karren schon wieder aufs Trockene bringen.“

Prachtwehrte die Dankfagungen des überglücklichen Mannes verlegen ab und verschwand eilends. Wenn man ihm dankte, wurde er hilfloser wie ein Kind.

Nach einer Stunde kam Pracht wieder auf die Terrasse, um seiner Frau Adieu zu sagen. Er hatte sein rundes Hütlein auf und hohe Stiefel an, um die Felder zu inspizieren. In der Hand trug er einen kräftigen Stod. Rismet, der braune Jagdhund, schlich in einem weiten Bogen um die Terrasse, er wußte, daß die Herrin Hunde im Hause nicht liebte.

„Du könntest mal beim Gärtner vorbeigehen, Pracht. Vielleicht gibt es schon Spargel. Dann soll er mir heute noch welchen schicken.“

„Gerne, schöne Herrin,“ scherzte Pracht und ging pfeifend davon.

Der Gärtner war nicht im Haus, dafür sah die hübsche Gärtnerfrau vor dem rebenumrankten Fenster und spielte mit ihrem



Das Weihnachtsgeschenk des deutschen Kronprinzen für seine Armee.

Eine angenehme Weihnachts-Überraschung hat der Kronprinz seinen Soldaten bereitet. Jeder Mann seiner Armee hat zu Weihnachten eine Tabakspfeife erhalten, welche das Bild des Kronprinzen trägt.

Kind. Herr Pracht bestellte den Spargel, scherzte ein wenig mit der jungen Frau und entfernte sich lachend, von Rismet in gewaltigen Sprüngen umkreist. Der Hund schnoberte unruhig in der Luft und stieß hin und wieder ein dumpfes Geheul aus. Pracht rief ihn an, zögernd nur folgte der Hund.

„Das wäre, Rismet!“ Strafend blickte der Herr den Hund an. „Weil ein unschuldiges Hässchen in der Nähe sein wird, weiß Herr Rismet sich vor Jagdeifer nicht zu lassen. Sie müssen sich mehr Ruhe angewöhnen, junger Mann. Mit dem stürmischen Drängen kommt man zu nichts.“

Er faßte den Hund am Halsband und hielt ihn an seiner Seite. Doch Rismet wandte immer wieder den Kopf und sah zurück. Seine Augen funkelten und die Zunge hing ihm langgestreckt aus dem Maule.

Sie passierten das geöffnete Gartentor und wanderten auf der staubigen Chaussee weiter. Als Pracht ein paar hundert Schritte gegangen war, hörte er hinter sich einen gellenden Schrei. Er stutzte und blieb stehen, der Hund zog heftig am Halsband.

„Zu Hilfe!“ Klang es ganz deutlich.

„Mein Gott, was ist das?“ murmelte Pracht ganz verstört. Dann ließ er den Hund los.

„Rismet hilf, faß an!“

Rismet heulte laut auf und raste davon. Bracht folgte ihm, so schnell es seine etwas steifen Beine erlaubten. Als er beim Gärtnerhaus ankam, sah er Frau Sorge und Stranitzky, den Boladen, am Boden liegen. Rismet stand über ihnen, fletschte die Zähne und ließ die beiden nicht aufstehen.

„Was ist denn geschehen, Frau Sorge?“ Bracht half der am ganzen Leibe zitternden Frau auf, nachdem er den Hund beruhigt hatte. Den Boladen hielt Rismet fest.

„Der Kerl überfiel mich,“ rief Frau Sorge schluchzend. „Er mußte sich in der Nähe versteckt haben, denn als Sie faum fort waren, stürzte er aus dem Hinterhalt über mich her.“

Herr Bracht war wütend. Ein hartes Schimpfwort flog über seine Lippen. „Hall ihn, Rismet!“ Drohend sperrte der Hund den gewaltigen Rachen auf und zeigte die mächtigen Zähne.

„Paß auf, Bolad, was ich Dir sage. Der Hund ist auf den Mann dressiert, rührst Du Dich, zuckst Du auch nur mit der Wimper, so beißt er Dir die Kehle durch. Rühre Dich also nicht, bis ich zurückkomme.“ Frau Sorge blickte ängstlich auf.

„Seien Sie ganz unbesorgt, Frau Sorge, ich komme gleich mit Leuten zurück. Sie sind unter Rismets Schutz sicherer als in Abrahams Schoß. Sonst ginge ich nicht. Setzen Sie sich hin, Sie sind ja zu schwach, sonst könnten Sie den Döse benachrichtigen. Gib acht, Rismet, und wenn er sich rührt, dann faß zu!“

Der Bolad wagte kaum zu atmen, so ängstigte er sich vor dem Hund. Seine spizen Zähne hatten bereits ihre Spuren auf dem schmutzigen Hals des Strolches hinterlassen.

Nach wenigen Minuten kam Herr Bracht mit dem Inspektor und zwei handfesten Knechten zurück. Die machten kurzen

Rismet spitzte die Ohren und wedelte vergnügt mit dem Schweif. In seinem Hundegemüt blühte eine süße Hoffnung auf, als er Frau Sorge in der Küche verschwinden sah. Laut bellend sprang er der Rückkehrenden entgegen, denn er sah eine



Sanitätsoldaten mit ihren Sanitätshunden.

große Wurst in ihrer Hand. Bracht gab seinen Vorfaß, über die Felder zu wandern, auf und kehrte ins Haus zurück.

„Was ist denn geschehen, Bracht?“ Frau Bracht kam ihm schon im Garten entgegen. Das ganze Haus war in Aufregung. Hans Joachim und Hans Willibald kamen ebenfalls herbeigeeilt. Bracht erzählte und lobte Rismet, der schon vom Platz herüberfah.

„Das ist ja entsetzlich, Vater,“ rief Hans Joachim, „und ich bin an dem Unglück schuld, ich ganz allein.“ Er machte ein ganz unglückliches Gesicht. Sein Vater lachte.

„Du, Hans Joachim? Rede doch keinen Unsinn!“ rief seine Mutter etwas ärgerlich.

„Doch, Mutter! Hätte ich dem Boladen nicht aus übelangebrachtem Mitleid Geld gegeben, dann konnte er sich nicht betrinken und der Ueberfall blieb ungeschehen.“

„Du bist närrisch, Junge.“ Bracht schlug dem Sohn auf die Schulter: „Der hätte sich auch sonst Schnaps zu verschaffen gewußt.“

Aber Hans Joachim ließ sich nicht so leicht beruhigen. „Die arme Frau Sorge! Entschuldigt mich, ich muß wenigstens nach der Frau sehen, ich habe sonst keine ruhige Minute.“

Hastig eilte Hans Joachim davon. Der Vater sah ihm kopfschüttelnd nach.

„So ist er immer. Feinsühlend, zartbesaitet. Er nimmt alles viel zu schwer. Daß gerade der die geschraubte, alberne Nase gern haben —,“ er schwieg, denn Frau Bracht hatte ihm einen warnenden Blick zugeworfen und auf den jüngeren Sohn gezeigt. Der hielt Rismet eine empfindsame Lobrede für sein tadelloses Verhalten.

Am Montag langte Fräulein Ilse Mulack aus Königstein auf dem Brachthof an. Die Giebelstube im linken Flügel, in der es sich so angenehm haufen ließ, war, wie immer, für sie zurecht gemacht. Man hatte dort oben Himmel und Sonne aus erster Hand und übersah die ganze grünwogende Bergseite der Sädischen Schweiz. Fräulein Mulacks Amt war es, alte Kleider



Das neue Lagarett-Automobil.

Man ist bestrebt, die Pflege der Verwundeten sowohl im Felde wie in der Heimat so sorgsam wie möglich zu gestalten und die großen sanitären Fortschritte der modernen Zeit ermöglichen dies im hohen Maße. Für den Transport der Verwundeten kommt jetzt ein ganz neuartiges Transport-Automobil zur Verwendung, das sehr geräumig ist und besonders draußen im Felde den besten Schutz gegen die Bitterung bietet. Die Sanitätshunde finden auch ausgiebige Verwendung und fast jeder Sanitäts-Soldat ist von einem dieser klugen Hunde begleitet, die bei dem Aufspüren der Verwundeten unschätzbare Dienste leisten.

Prozeß mit ihm. Nach wenigen Minuten saß der Strolch hinter Schloß und Riegel.

Frau Sorge streichelte den Hund, der treuherzig zu ihr aufsaß. „Mein guter Rismet, habe Dank!“

es sich so angenehm haufen ließ, war, wie immer, für sie zurecht gemacht. Man hatte dort oben Himmel und Sonne aus erster Hand und übersah die ganze grünwogende Bergseite der Sädischen Schweiz. Fräulein Mulacks Amt war es, alte Kleider

wieder zurechtzumachen, sie auszubessern und zu modernisieren; ihre neuen Kleider ließ Frau Bracht in Dresden anfertigen. Frau Bracht half dem Mädchen bei diesen Arbeiten und sah halbe Tage im Giebelzimmer.

Als Ilse Mulack sich eingerichtet hatte, denn sie blieb im



Schnell noch einen Brief nach Hause.

Wir sehen hier einen österreichischen Infanteristen, der kurz vor dem Ausrücken, blumengeschmückt, schnell noch den letzten Augenblick benützt, um einen Gruß nach Hause zu schreiben.

Brachthof, so lange Arbeit für sie da war, saß sie mit Frau Bracht zusammen am Fenster.

„Was bringen Sie Neues mit, Ilse?“

„Nicht viel, gnädige Frau. Rektors Helene hat sich mit dem Forstassessor verlobt. Frau Rektor hat beide zusammengebracht. Es soll ihr viel Mühe gemacht haben.“

„So, so, also immer noch das alte Lied: Die Jagd nach dem Mann. Wut. Und Sie, Ilse, Sie sind noch nicht verlobt? Oder wenigstens verliebt?“ Forschend sah Frau Bracht das junge Mädchen an. Das errötete leicht und erwiderte geziert und stolz: „Nein. So leicht bekommt man Ilse Mulack nicht.“

Frau Bracht war unangenehm berührt, als Ilse Mulack ihre Person als so begehrenswert hinstellte. Dann sagte sie sich aber ehrlich, daß Ilse bei all ihrem albernem Getue eine tüchtige, fleißige Schneiderin sei. An solchen war in der ganzen Gegend kein Ueberfluß. Sie wollte aber auch wenigstens dahinter kommen, ob ihr Argwohn begründet sei und ob ihr Sohn wirklich mit Ilse angebandelt habe.

„Also, das Herz ist immer noch frei, Ilse? Recht so, prüfen Sie sich nur gründlich, bevor Sie einen Mann fürs Leben erhören. Hat denn schon mal einer angeklöpft?“

Ilse wurde rot und beugte sich tief über die Nähmaschine, als ob sie die Nadel untersuchen müßte.

„Angeklöpft haben schon einige, aber es waren nicht die richtigen. Die Tür blieb geschlossen. „Kein Eingang“ stand davor.“

„So? „Besetzt“ wäre Ihnen gewiß lieber gewesen. Warum waren es nicht die richtigen? Waren sie Ihnen zu gewöhnlich oder zu vornehm? Oder ist das Herzchen doch schon besetzt?“

„Nein!“ Das Rattern der Maschine verschlang das Nein fast.

„Wissen Sie, daß bei uns übrigens eine Veränderung bevorsteht? Wir bekommen Besuch. Ich erwarte meine beiden Nichten aus München. Hans Joachim freut sich schon sehr darauf. Ich hoffe, er wird sich mit einer von den jungen Damen verloben.“

Frau Bracht hatte Ilse scharf angesehen, doch das Gesicht des Mädchens war genau so gleichmäßig und blaß geblieben wie vorher.

Sie kann sich ausgezeichnet verstellen, dachte Frau Bracht und meinte ein wenig forschend: „Sie sagen ja gar nichts zu der angenehmen Neuigkeit, Ilse. Läßt es Sie so gleichgültig?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau. Ich freue mich sehr darüber und erlaube mir im voraus von Herzen zu gratulieren. Hoffentlich wird Herr Hans Joachim glücklich.“

„Das hoffe ich auch. Er ist 25 Jahre alt, das richtige Alter, um zu heiraten. Mit den Junggesellen-Erinnerungen muß er dann allerdings brechen.“

„Hat er denn welche? Ich hielt Herrn Hans Joachim immer für das Muster eines jungen Mannes.“

Ilse's wasserblaue Augen sahen Frau Bracht so ehrlich überrascht, so treuherzig an, daß sie ganz irre wurde. Verstellte sich das junge Mädchen wirklich so gut? Dann war es ja eine vollkommene Schauspielerin. Und es hieß auf der Hut sein; die war gefährlich. Oder war der Verdacht falsch, der Brief gar nicht an Hans Joachim gerichtet? An wen aber dann? Ilse hatte ihn tatsächlich geschrieben, davon hatte Frau Bracht sich durch eine Handschriftenvergleichung überzeugt.

„Wer war dann aber der süße Hans?“ Hans Willibald etwa? Ein Schreck durchfuhr die grübelnde Frau. Dann lachte sie sich wegen ihrer Angst selbst aus. Hans Willi war noch ein Kind, der hatte alle nur möglichen Dummheiten im Kopf, Mädchen aber doch noch nicht. Der Gedanke war einfach absurd. Es war also doch Hans Joachim, und Ilse blieb die abgefeimte Schauspielerin. Frau Bracht bekam vor dem Mädchen einen förmlichen Ekel und sie beschloß, es unter irgend einem Vorwand bald wieder fortzuschicken. Die Nichten sollen nicht mehr mit ihm in Verührung kommen. Für Hans Joachim war es auch besser, wenn das Mädchen keinen Einfluß auf ihn ausüben konnte.

„Unter den Junggesellen-Erinnerungen meine ich natürlich nicht das, was Sie sich gedacht haben, Ilse. In dieser Beziehung weiß ich meinen Sohn frei. Das sollten auch Sie wissen, da Sie doch lange genug zu uns kommen.“

(Fortsetzung folgt.)



Schneeschippen mit Musik.

Eine hanseatische Landwehr-Abteilung vor ihrer selbst errichteten Wellblechbaracke an der preußisch-russischen Grenze. Die Mannschaften säubern dort den Vorhof ihres Lagers und die dienstfreien Leute unterhalten die arbeitenden Truppen mit ihrer originellen Musik, die sie auf zum Teil selbst angefertigten Instrumenten ausüben.

Als die Reichsbank immer dringlicher aufrief, alles Gold, das sich noch in den Händen der einzelnen befände, an ihre Kassen abzuliefern, ging auch der Regierungsrat Hansen an seinen Schreibtisch und holte nicht ganz leichtens Herzens ein kleines Päckchen Goldstücke, das er bei Ausbruch des Krieges verschlossen hatte, hervor, um es an die richtige Stelle zu bringen.

„Maria,“ sagte er zu seiner Frau, die gerade durchs Zimmer ging, „ich will zur Reichsbank, um die Goldstücke, die ich noch besitze, umzuwechseln. Wenn Du vielleicht auch noch ein Zehn- oder Zwanzigmarkstück hast, so gib es mir bitte!“

Sie wurde erregt. „Ist denn das wirklich nötig?“ fragte sie. „Solch winzig kleine Summen, wie wir sie besitzen, können doch dem Staat wirklich nicht viel nützen!“

„Das sagst Du so!“ entgegnete er. „Aber stell Dir vor, wenn ein jeder so dächte! Nein, Kind — es ist unsere Pflicht, dem Aufruf Folge zu leisten. Es kann uns ja auch ganz gleichgültig sein, ob wir Gold oder Papier haben! Es gilt für uns wirklich dasselbe. Also wenn Du noch etwas besitzt, so gib es mir!“

Sie ging an ihre kleine Kassette. Es lagen da drei Zwanzigmarkstücke. Die nahm sie heraus, um sie zu opfern. Aber dann wog sie ein kleines Päckchen in der Hand und wurde unschlüssig. In diesem Päckchen befanden sich vier Zehnmarkstücke, die sie zum letzten Geburtstag erhalten und aufbewahrt hatte.

Nein — es war zu schwer, sich auch davon zu trennen. Gold blieb Gold, und es war doch trotz allem ein schlechter Tausch, wenn man sich Papiersegen dafür geben ließ. Sie klappte die Kassette zu, brachte ihrem Mann die drei großen Goldstücke und versicherte unter leichtem Errotten, daß das ihr einziger Schatz sei.

Ein paar Wochen gingen hin. Sie hatten nur einen Sohn und der stand im Felde, und das ganze Denken und Sinnen der armen Mutter drehte sich natürlich um ihren Liebling. Noch war er gesund und unverwundet, aber jeder Tag konnte Entsetzliches bringen, und die sonst stets heitere Frau begann den Humor zu verlieren.

Eines Tages schrieb der Sohn:

„Liebe Eltern! Ihr habt mich zwar reichlich mit Geld versorgt, aber die grünen und blauen Bappen werden mir nicht viel nützen, wenn ich das Pech haben sollte, in Gefangenschaft zu geraten. Da hat nur das harte Geld Wert. Wenn ihr mir ein paar Goldstücke schicken wolltet, würdet ihr mich sehr erleichtern! Meine Kameraden empfinden ebenso wie ich den Mangel an Geld und wollen ebenfalls nach Hause schreiben, um etwas Gold zu erbitten.“

Die Frau Regierungsrat sah ihren Mann vorwurfsvoll an.

„Stiebst Du, wenn Du auf mich gehöret hättest!“ und der ging ein paarmal im Zimmer hin und her. Dann blieb er vor seiner Frau stehen und sagte: „Und selbst wenn ich noch im Besitz von ein paar Goldstücken wäre, so wüßte ich nicht einmal, wie ich sie dem Jungen schicken sollte. Die Feldpost nimmt Wertbriefe und -pakete nicht an, und im gewöhnlichen Brief kann ich sie doch auch nicht schicken!“

Damit war die Sache für ihn erledigt. Die Mutter aber hatte ein heimliches Väckeln im Gesicht. Sie dachte an ihre vier Goldstücke in der Kassette, und sie wußte nun, daß sie gut getan hatte, nicht alles abzuliefern. Der Sohn stand ihr doch näher als der Staat.

Das Dumme war nur, daß man keinen rechten Weg zum Verschicken wußte. Sie verbrachte eine unruhige Nacht, aber am nächsten Morgen schwebte wieder das geheimnisvolle Väckeln um ihren Mund.

Sie hatte gerade einen der schönen gestrichten Schals vollendet, den sie ihrem Sohn schicken wollte, und das ging herrlich, daß sie in jede Ecke des Schals eines ihrer Zehnmarkstücke einschmuggelte. Kein Mensch würde das entdecken.

Sie umwickelte die Münzen mit grauer Wolle, nähte sie ein und verpackte das Ganze in ein kleines Feldpoststätschen. Den Begleitbrief mit der Erklärung schickte sie extra ab und ging die ganzen folgenden Tage mit einem geradezu strahlenden Gesicht umher.

Des Schicksals Wege aber sind seltsam. Während man in den Zeitungen so häufig Beschwerden darüber las, daß ganze Materialsendungen nicht ihren Herrn erreichten, geschah diesmal das Umgekehrte. Der Begleitbrief der Regierungsrätin ging verloren, aber der Schäl kam richtig an.

Kurt Hansen freute sich auch darüber, aber da er gerade ein paar Tage zuvor von einer Zante genau solch einen Schäl erhalten hatte, gab er ihn einem Kameraden, der von niemandem „bestrikt“ worden war, und wehrte dessen tiefempfundnen Dank ab.

Einen Tag später erhielt er einen Brief seines Vaters, in dem er ihm mitteilte, daß er leider seinen Wunsch, die Goldstücke betreffend, nicht erfüllen könne, da er all sein Gold bei der Reichsbank abgeliefert habe.

Er dankte seiner Mutter für den Schäl, und da die Regierungsrätin ihn gebeten hatte, nichts von den Goldstücken zu erwähnen, war sie zufrieden und glücklich und freute sich jeden Tag von neuem ihrer Vist.

Leutnant Mender war als Leichtverwundeter in russische Gefangenschaft geraten. Das verletzte Bein war soweit geheilt, daß er wieder umherhumpeln konnte, aber die Nerven wollten sich nicht erholen, und die Seele war beschwert und voll düsterer Gedanken. Warum hatte die mörderische Granate nicht ihn in Stücke gerissen, sondern seinen guten Freund und Kameraden Kurt Hansen vernichtet und ihm nur die kleine Wunde zugefügt? Um Kurt Hansen weinte

eine zärtliche Mutter und ein sorgender Vater. Er aber hatte niemanden auf der Welt, der ihm eine Träne nachweinte. Die Eltern waren schon lange tot, daß er gar keine Erinnerung mehr an sie hatte! Dann die langen, leeren Jahre im Kadettenkorps — darauf zwei Jahre Leutnant mit des Kaisers Zulage und dann der Krieg! Er war auch nicht leicht und lustig genug gewesen, ein Mädchen an sich zu fesseln. Die, die ihm als Ideal vorschwebte, hatte er nicht gefunden; eine oberflächliche Liebelei aber lag ihm nicht.

Hier in Feindesland hatte er einige Bewegungsfreiheit. Er wohnte mit einigen andern gefangenen Offizieren in einer Kaserne, und es war ihnen erlaubt, ein kleines Restaurant in der Nähe zu besuchen. Leutnant Mender tat es nicht, obwohl ihm das Essen, das sie in der Kaserne erhielten, an manchen Tagen anwiderte. Er tat es aus dem einfachen Grunde nicht, weil er kein Geld hatte. Wahrscheinlich würde er in einigen Wochen, wenn seine Briefe wirklich in die Heimat gelangten, etwas erhalten. Aber das war unsicher!

Er war immer unsagbar bescheiden gewesen, hatte sich stets ohne Murren in die allereinfachste Lebensweise hineingefunden. Essen und Trinken war für ihn nicht Genuß, sondern Notwendigkeit gewesen. Abends hatte er in seinem kleinen Zimmer gelesen und gelesen oder irgend etwas aufnotiert, was ihm später, wenn er einmal weit genug war, um ein ernstes Werk schreiben zu können, dienlich sein sollte! Und darum klang es, war traurig über sich selbst, daß ihn plötzlich etwas wie Neid gegen die bessergestellten Kameraden beschlich, die sich allerlei kleine Unnehmlichkeiten verschaffen konnten und trotz der Gefangenschaft vergnügt und voller Zukunftspläne waren. Für ihn war die Welt ganz dunkel geworden. Er fühlte sich schwach und verzagt, und wenn graue Regentage kamen und die kaum vernarbte Wunde zu schmerzen begann, kam es oft wie Zorn und Haß über ihn.

Wozu lebte er, da das Leben doch keinen Lichtblick mehr für ihn hatte? Da er keinen Menschen in der ganzen Welt besaß, der in Sorge oder Liebe seiner gedachte?

Von niemanden hatte er Abschied genommen; keine liebende Hand hatte ihm je einen Gruß oder eine kleine Gabe ins Feld geschickt. Elend, verlassen, verzweifelt war er.

Und noch etwas anderes war da, was ihn an sich selbst irre werden ließ. Es kam ihm oft eine geradezu wütende Lust nach einem guten, appetitlichen, kräftigen Essen an, das ihm an einem gedeckten Tisch serviert würde. Früher war ihm Essen und Trinken wirklich vollkommen gleichgültig gewesen, und er hatte auf jene, die mit dem Geld ihrer Väter prunkten, etwas spöttisch herabgesehen.

Der Krieg mußte ihn also verroht haben, oder seine wahre Natur kam erst jetzt zu Tage. Er war genau derselbe Genußmenschen wie alle andern, hatte sich früher nur selbst eine geschickte Komödie vorgespielt! Eben jetzt stapften die Kameraden über die aufgeweichte Straße, die zwischen der Kaserne und dem Restaurant lag, dahin und taten sich gültlich, während er ein Stück Kommissbrot mit hartem Käse aß und sich dann auf sein hartes Lager legte.

Nein — er mochte nicht! Vieber hungern.

Während griff er zu seiner Mütze, nahm den Mantel um und schlang den grauen Schäl, den sein unglücklicher Kamerad Hansen ihm geschenkt hatte, um den Hals.

Laufen wollte er — Bewegung mußte er haben, und lief wie ein armes, gefangenes Tier auf dem abgegrenzten Stück Land, auf dem sie sich frei bewegen durften, dahin.

Er hätte ja schließlich da drüben in dem warmen Restaurantjimmern sitzen können. Sein Kamerad Peters hatte ihm mehrmals Geld angeboten, aber da er nicht wußte, ob er es je zurückzahlen könnte, hatte er es zurückgewiesen und versichert, daß ihn das Kasernenessen vollaus befriedige.

Und nun lief er hier im Kreis herum und sah mit einem bösen Neid im Herzen zu den erhellten Fenstern des kleinen Votals hin.

Teufel ja — hätte er seine Pistole oder irgendeine andere Waffe im Besitz — er machte Schluß — heute noch!

Der Magen knurrte, das Gehirn war leer, und ein eisiger Regen peitschte ihm ins Gesicht.

Fester zog er den Schäl um sich und versuchte, die beiden Enden miteinander zu verknüpfen. Es gelang auch, aber wie er so am Knoten und Binden war, fühlte er etwas Hartes in der Hand.

Er ging in den Blickkreis einer Batern und untersuchte die Sache. Was hatte sich denn da in die Wolle hineinverirrt, so fest, daß es sich gar nicht herausziehen ließ? Er nahm sein Taschenmesser zur Hand und machte einen vorsichtigen Schnitt in die Wulstchen, zog einen grau umwickelten runden Gegenstand heraus und ging auch dieser seltsamen Sache mit dem Messer zu Weibe.

Und dann hielt Leutnant Mender etwas in der Hand, was er mit ungläubigen Blicken betrachtete.

War das eine Halluzination, die sein erregtes, leeres Hirn ihm vorspiegelte — oder war das in Wirklichkeit ein richtiges deutsches Zehnmarkstück? Er befaßte es wieder und wieder; er ließ es auf einem Stein aufliegen. Nein, er täuschte sich nicht; es war Gold — richtiges gelbes, glänzendes Gold.

Und dann tat er das Natürlichste, was er tun konnte. Er untersuchte die andern Ecken des Schals — jedesmal mit dem gleichen Erfolg, und ein paar Minuten später stand er an den Pfahl der Batern gelehnt und fühlte, wie ihm die Tränen über die Wangen



Arabische Fantasia. Nach dem Gemälde von A. Wierusz-Kowalski. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

flossen, und diese Tränen spülten all das Böse, Dunkle, Gebässige aus seiner Seele fort. Das Geld gehörte vielleicht nicht rechtmäßig ihm; es gehörte dem armen toten Kameraden, dem es eine zärtliche, besorgte Mutter zugebracht hatte. Er spürte nichts mehr von dem häßlichen, kalten Regen. Er lief noch ein paarmal den aufgeweichten Weg hin und her, und alles war jetzt licht und froh und hoffnungsfest in ihm.

Deutschland würde siegen, er würde zurückkehren, man würde ihn vielleicht auszeichnen! — Gott, wie hatte er so kleinmütig sein können, da er doch so jung war und das Leben noch so viele schöne und gute Dinge bringen konnte!

Die Kameraden im kleinen Restaurant glaubten ihren Augen nicht

zu trauen, als sie den schwermütigen Leutnant Mender mit strahlendem Gesicht eintreten sahen!

Er setzte sich an den Tisch und bestellte das Beste, was man hier erwarten konnte. Und nachdem er gegessen, zog er eines seiner Beheimatung hervor und begann seine Geschichte zu erzählen. Und als einer seiner Kameraden ihm zurief: „Siehst Du nun endlich ein, Mender, daß der Mensch nicht von Idealen leben kann, sondern dringend der Materie bedarf?“ sagte er nicht mehr nein, sondern lachte ein ganz frohes und junges Lachen.

Am andern Tag aber ward ein Brief an die Mutter des gefallenen Kameraden gesandt, und der kleine Mender wußte, daß seine Erzählung vielleicht wie ein Sonnenblick in ihr bitteres Leid fallen würde!

♣ Spielschulden. ♣

(Fortsetzung.)

Erzählung von Franz Otto Becker.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, Du hast recht,“ stimmte sein Vetter ihm zu. „Die Ansprüche gesellschaftlicher Natur sind jetzt ganz andere als vor dreißig, vierzig Jahren, aber der Onkel lebt immer noch in dieser Zeit. Er bedenkt eben nicht, daß wir Kinder einer ganz anderen Zeit sind. Was sollen wir machen? Wir müssen mit unserer Zeit leben. Ich käme auch nicht mit meiner Zulage aus und da ich mehr Geld brauche, verdiene ich mir eben noch — das weiß freilich niemand außer Dir und es gäbe ein schönes Geschrei, wenn das bekannt würde. Aber ich habe einen unbedingt sicheren Freund, der meine schriftstellerischen Arbeiten vertreibt, ohne daß ein Mensch ahnt, von wem sie stammen.“

„Ich halte es auch für unzulässig, daß Du noch etwas erwirbst.“

„Was soll ich denn machen? Schulden vielleicht, die ich niemals bezahlen kann und die vertrauensseligen Gläubiger um ihr Geld bringen? Ich muß Dir übrigens noch etwas anvertrauen und Deinen Rat einholen. Vielleicht kannst Du mir etwas sagen.“

„Nun, was ist's?“

Leutnant Breidert stand auf.

„Wir wollen einen kleinen Spaziergang machen, draußen im Freien spricht es sich besser.“

Die Ordonnaus brachte den beiden Offizieren Mäntel und Mützen und reichte ihnen die Säbel zum Umschnallen, dann verließen die beiden das Kasino.

Draußen heulte der Herbstwind in den Straßen und riß von den Bäumen der Alleen und Gärten die letzten Blätter, wirbelte sie in die Luft und wehte sie in allen Ecken zusammen. Schwere Wolken zogen am Himmel und drohten mit Regen. Fröstelnd hüllten sich die beiden Herren in ihre grauen Mäntel, deren rote Kragen sie in die Höhe klappten.

Nach wenigen Schritten begegnete ihnen ein sehr elegant gekleideter Herr in Zivil, der sich nach der neuesten Mode trug. Eine kurze englische Pfeife hielt er im Mundwinkel unter dem à la Zahnbürste geschnittenen Schnurrbart. Im Auge hatte er ein Monokel.

Der Herr grüßte die beiden Offiziere sehr nonchalant und vertraulich und blieb bei ihnen stehen.

„Good morning,“ rief er ihnen zu.

„Morgen, Mister Hobbing,“ erwiderte Friedrich von Rottmann, ohne seine Verdrießlichkeit über des Engländers allzu kameradschaftliches Benehmen unterdrücken zu können.

„Gehen die Herren mit ins Café?“ fragte Mister Hobbing.

„Ne, danke bestens, keine Zeit,“ antwortete Rottmann abweisend.

„Na, denn nicht. Auf Wiedersehen, meine Herren! Goodbye!“

Der Engländer küßte zum Gruß seine Sportmütze und verschwand mit steifen Schritten hinter einer Straßenecke.

„Ein unsympathischer Mensch!“ sagte Rottmann unwillig, als Mister Hobbing außer Hörweite war.

Arthur Breidert nickte mit dem Kopf.

„Das meine ich auch, ich begreife nicht, wie der Kerl so viel mit unseren Kameraden vom Regiment verkehrt. Das ist aber die alte Geschichte, der Kerl hat Geld wie Heu, trägt sich hochelegant, hat eine feudale Wohnung in einer Villa, hält sich Pferde und macht die Rennen mit und imponiert den Leuten. So sind die Menschen, alles was äußerlich glänzt, was Geld hat, das beten sie förmlich an. Dieser Englishman ist der einzige Zivilist, der mit dem Regiment verkehrt.“

„Der Mensch muß blödsinnig viel Geld haben,“ sagte Friedrich von Rottmann nach einer kurzen Pause. „Er spielt

leidenschaftlich gern und verliert immer. Was der schon an unsere Kameraden verloren hat, das glaubt man gar nicht.“

Der andere lachte: „Dann kommt das Geld auch unter die Leute!“

Eine Weile gingen sie dann stumm neben einander her. Jeder mochte wohl dasselbe denken: warum hatte er nicht das Geld, das der Engländer verlieren konnte!

Da Arthur Breidert von der Angelegenheit, die er mit seinem Vetter besprechen wollte, immer noch schwieg, ermunterte ihn dieser zum Reden.

„Was hast Du eigentlich auf dem Herzen?“

Breidert seufzte.

„Ich will Dir's sagen. Ich wollte mich verloben und habe bei dem Vater meiner Angebeteten — Namen nenne ich natürlich keine — einmal angefragt, wie er sich dazu stellt. Dieser hat nun verlangt, daß ich vom Militär abgehen solle — aus parteipolitischen Gründen. Ich habe ihm gesagt, ich könne seinen Wunsch nicht erfüllen und müsse auf meinen Plan verzichten, da ich meinem Onkel verpflichtet sei. Was hältst Du davon?“

„Das war das einzig Richtige.“

Arthur Breidert lächelte.

„Das habe ich natürlich von Dir erwartet. Wo Du mit Leib und Seele Soldat bist, wirst Du nicht anders reden. Du wirst es nicht verstehen, daß jemand einem Weibe zuliebe auf seinen Beruf verzichten könne. Ueberlege Dir aber einmal etwas anderes, und wieder gerade von Deinem Standpunkt als Soldat aus. Wir wollen einmal offen reden. Mir ist mein Beruf unsympathisch, geradezu unendlich. Ich bin dazu gezwungen worden, den Beruf zu ergreifen, noch ehe ich mich überhaupt klar entscheiden konnte. Ist es unter diesen Umständen nicht ein Unrecht gegen die Stellung, die ich einnehme, wenn ich, ohne die geringste Neigung dafür zu besitzen, ja, wenn ich Abneigung dagegen empfinde, sie ausfülle?“

„Ja, das ist ein Unrecht! Es ist etwas anderes, aus Gewissensgründen, als wegen einer Frau eine Stellung zu verlassen.“

„Ich kann nur sagen, ich fühle mich unglücklich in meinem Beruf, ich passe nicht dazu und es ist doch etwas ganz seltsames, daß ich mir durch geheime schriftstellerische Tätigkeit die Mittel erwerben muß, um in meinem Stand so auftreten zu können, wie es verlangt wird. Was sagst Du dazu?“

„Ich begreife nicht, wie Du da einen Tag länger im Offizierskorps bleiben kannst.“

„Und jetzt überlege Dir einmal, was würde geschehen, wenn ich die Konsequenzen ziehen und meinen Dienst quittieren würde?“

Friedrich von Rottmann sah den Vetter fragend an.

„Was würde Onkel Benno sagen?“ Arthur Breidert lachte bitter. „Was meinst Du, was der tun würde? Vermutlich vor Wut in die Grube fahren und mich vorher enterben.“

„Daß er es nicht gut aufnehmen wird, das ist sicher.“

„Nicht gut, sagst Du! So wie ich ihn kenne, würde er ein Unheil anstellen, er würde mich als das gemeinste, undankbarste und ungehorsamste Individuum hinstellen, das jemals auf dieser Erde gewandelt. Dadurch, daß der Onkel für mich gesorgt hat, bin ich unfrei geworden für mein ganzes Leben, habe ich meinen eigenen Willen verloren und das lastet jetzt auf mir für alle Zukunft.“

„Ja, Du hast von Deinem Standpunkt aus nicht unrecht. Es würde einen fürchterlichen Skandal geben, wenn Du abgehen wolltest.“

„Also muß ich bleiben, und meine Würde weiter tragen.“
— „Na, ich weichen wir davon.“

Dann gingen sie wieder eine Weile stumm neben einander her. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Nach längerer Zeit begann Friedrich von Rottmann wieder das Gespräch.

„Du wirst mich jetzt entschuldigen müssen — ich will nun meinen Besuch bei meiner Braut machen.“

„Ihr seid jetzt verlobt?“

„Ja, aber noch heimlich und es wird auch eine Zeitlang noch so bleiben, damit es von der Verlobung bis zur Hochzeit nicht so lange dauert. Wir haben ja beide kein Geld. Der Onkel will allerdings die Kaution stellen.“

Arthur Breidert sagte warm: „Da ist also Deine Liebe gerade so aussichtslos wie meine,“ und plötzlich in Bitterkeit verfallend: „Der Kuckuck soll's holen mit unserer Unfreiheit!“

„Weißt Du,“ versetzte der andere, „ich hätte ja als Offizier auch eine gute Partie machen können; wenn ich eine reiche Fabrikantentochter gewählt hätte, so wären alle Sorgen von mir genommen gewesen. Aber ich konnte das nicht. Ich konnte einer Frau nicht die Hand zum Lebensbunde reichen mit einer Lüge auf den Lippen, und ich konnte auch nicht auf Luise von Stahl verzichten, die ich seit Jahren liebe. Ich weiß, es wird kein glänzendes Leben, das ich meinem Weibe bieten kann; es wird immer dieselbe Enge und Armut sein, in der ich jetzt lebe, und meinen Kindern wird es einmal gerade so ergehen wie mir. Das ist eben das Los der Unvermögenden.“

Die beiden waren vor dem Hause angelangt, in dem die Familie von Stahl wohnte. Es war ein nüchternes Mietshaus, wie sie die ganze Straßenflucht ausfüllten.

„Hier müssen wir uns trennen, sie wohnen hier,“ sprach Rottmann und streckte seinem Begleiter die Hand zum Abschied hin. Dann schieden sie mit kameradschaftlichem Gruße und Friedrich verschwand im Hausflur.

3.

Wenn der Leutnant von Rottmann seinem Vetter gesagt hatte, seine Braut habe kein Geld, so hatte er noch nicht einmal die volle Wahrheit gesagt. Die Mutter seiner Braut, die Rätin von Stahl, war die Witwe eines Staatsbeamten, der früh verstorben war und kein Vermögen hinterlassen hatte. Die Pension war gering und reichte nicht aus zur Bestreitung der Bedürfnisse der beiden Frauen. Zudem war Frau Elfriede von Stahl von zarter Konstitution und öfters krank, wodurch die pekuniäre Lage der beiden Damen noch verschlechtert wurde, denn in manchem Monat verschlang die Rechnung für Doktor und Apotheker und für Stärkungsmittel das ganze Einkommen. Um ihre schmalen Einkünfte etwas zu erhöhen, arbeiteten die beiden Damen insgeheim für seine Stickeriegeschäfte, die freilich ihre mühsame Arbeit nur gering entlohnerten. Aber Mutter und Tochter mußten froh sein, wenn sie überhaupt einen kleinen Zuschuß zu ihrer Pension erwerben konnten.

Frau Elfriede von Stahl sah mit ihrer Tochter im Wohnzimmer, das noch die frühere elegante Einrichtung der Rätin ahnen ließ, wenn auch viel Hausrat seinerzeit hatte verkauft werden müssen. Sie tranken ihren Kaffee, aber selbst dabei ruhten Luises unermüdliche Hände nicht, sie hatte ihre Arbeit nicht zur Seite gelegt, weil sie den Tag über zu oft gestört wurde.

Frau von Stahl war eine müde schwache Frau, deren gebeugte Gestalt und vergrämtes, faltenreiches Antlitz von vielen durchkämpften und durchlittenen Tagen ein deutliches Zeugnis ablegte. Man sah ihr nicht an, daß sie erst in der Mitte der vierziger Jahre stand, sondern man hielt sie für viel älter. Dagegen war die Tochter eine jugendfrische Erscheinung, der alle Arbeit und Entbehrung nichts von ihrem jungen Reiz hatte rauben können. Ihre blauen Augen sahen lustig in die Welt und ihre roten Lippen fanden niemals Ruhe, denn entweder plapperte oder sang sie, wenn nicht die öfters wiederkehrende Migräne der Mutter ihrer Fröhlichkeit einen Dämpfer auflegte.

Draußen klingelte es.

„Schnell die Arbeit fort, Luise!“ rief Frau von Stahl. „Friedrich darf um Gotteswillen nichts davon wissen, daß wir uns Geld verdienen müssen, ich käme sonst um vor Scham!“

Luise willfahrte ihrer Mutter und verschloß ihre Handarbeit in ihrem Nähtisch, dann ging sie zur Glastüre, um zu öffnen, da sonst niemand im Hause dazu vorhanden war.

Vor der Türe stand ihr Verlobter und mit leichtem Gruße trat er ein. Er verschloß erst sorgfältig die Türe, dann zog er

das Mädchen an seine Brust und küßte seine vollen frischen Lippen.

„Guten Tag, Schatz, wie geht's?“

Dann traten sie zusammen ins Zimmer, wo der Leutnant der Mutter galant die Hand küßte. Frau von Stahls Blick ruhte voll Stolz auf ihrem stattlichen Schwiegersohn und sie gab der Tochter den Auftrag, ihm eine Tasse zu bringen, daß er mit ihnen Kaffee trinke. Aber er dankte, da er im Kasino schon seinen Kaffee getrunken hatte.

Er nahm bei den Damen Platz und bald war ein munteres Gespräch im Gange. Dabei vergaß Frau von Stahl ihre unerfreuliche Lage und ihr freudloses Leben vollständig und in dem jungen Glück der Kinder sah sie ihre eigene Jugend wieder. Jedoch war sie, obwohl es ihrem müden Herzen so wohl tat, selbstlos genug, nicht während der ganzen Dauer von Friedrichs Besuch bei den Brautleuten zu bleiben. Sie verschwand stets unter irgend einem Vorwand auf längere Zeit, um die beiden allein zu lassen. Sie selbst mußte es am besten, daß die jungen Leute sich manches zu sagen hatten, was nicht für andere Ohren bestimmt war.

Nun waren Friedrich und Luise allein. Sie saßen neben einander auf dem Sofa und hielten sich die Hände gefaßt.

„Na, was glaubst Du, Kind, wie lange wir noch so jeden Nachmittag zusammensitzen?“ fragte Friedrich lachend, aber es klang doch ein schmerzlicher Ton aus seiner gewollten Lustigkeit. Und er wurde auch plötzlich ernster, als er fortfuhr:

„Wann werden wir wohl heiraten können? Es wird schwer halten, die Kaution zusammen zu schaffen — und dann ist es doch nur Schwindel, denn die Leute, die uns das Geld geben, brauchen es doch noch selbst.“

Luise küßte den Verlobten zärtlich und sagte: „Wir sind doch glücklich miteinander und können es abwarten, bis wir uns für immer vereinigen dürfen. Wir sind ja jeden Tag zusammen und sehen uns, was brauchen da die anderen Menschen von unserem Glück zu wissen? Wer weiß, ob sie es uns gönnen? Warte nur einmal, wenn erst unsere Verlobung veröffentlicht ist, was da geredet werden wird, daß wir zwei, die wir beide nichts haben, uns heiraten wollen. Wer sich da alles zum Richter berufen fühlen wird! Was wir tun, ist ja in den Augen der Menschen weit schlimmer, als wenn sich eins einem ungeliebten Gatten verkauft.“

Der Bräutigam streichelte ihre Hand.

„Du hast recht, Luise, jetzt können wir noch ganz allein für uns glücklich sein. Gewiß, die Zukunft wird uns noch schwereres bringen, wenn wir den Kampf mit dem Leben aufnehmen wollen. Es wird eine ewige Heuchelei sein, man soll alles mögliche mitmachen, nach außen glänzend auftreten, Geselligkeit pflegen, — und sich das Geld dazu womöglich am Essen absparen, um anderen ein opulentes Mahl zu geben. Und wenn man's nicht tut, wird man nicht für voll angesehen und solch ein Urteil schadet einem im Vorrückkommen.“

„Das ist aber doch lächerlich töricht!“

Friedrich lachte bitter auf.

„Ja, es ist aber so, es wird eben verlangt, daß man wohlhabend scheint, es wird verlangt, daß man das Geld vertut, bloß um der Aeußerlichkeit willen, daß man Schulden macht, wenn man nicht etwa insgeheim von Wasser und Brot leben will. Das hört sich ja alles sehr schön an, was über die Einfachheit im Offizierkorps gepredigt wird, aber es fällt auf dünnen Boden. Die Zeiten des alten Spartanertums sind eben vorbei. Jetzt ist der Mammon der Gott, dem sich alles beugt.“

Luise war überrascht und fast erschrocken. So hatte sie noch niemals ihren Bräutigam reden hören. Gewiß mußte sie, daß sie beide einmal ein bescheidenes Leben führen mußten, und das wollte sie auch gern. Sie war es ja nicht anders gewohnt, seit der Vater tot war, und der war so früh gestorben, daß sie von einem anderen Leben überhaupt nichts wußte. Aber daß der Mangel an Geld und Gut eine Schande sein sollte, daß einem tüchtigen braven Mann darum der Beruf erschwert werden sollte, daß man sich, weil man bescheiden, aber ehrlich und gewissenhaft war, über die Achsel ansehen lassen mußte, das ging ihrem natürlichen Empfinden doch gewaltig gegen den Strich. Ihr Gefühl empörte sich dagegen, und sie wollte einen flammenden Protest erheben, zu dem sie sich die Worte suchte.

„Ich glaube, es war ein großes Unrecht, daß ich Dich an meine zweifelhafte Existenz gefesselt habe, daß ich Dir zumute, Dein Leben lang ein Dasein der Lüge, des Scheines, der Entbehrung und Entsagung zu führen — ich hätte mein Geschick allein tragen und Dich nicht hineinreihen sollen!“

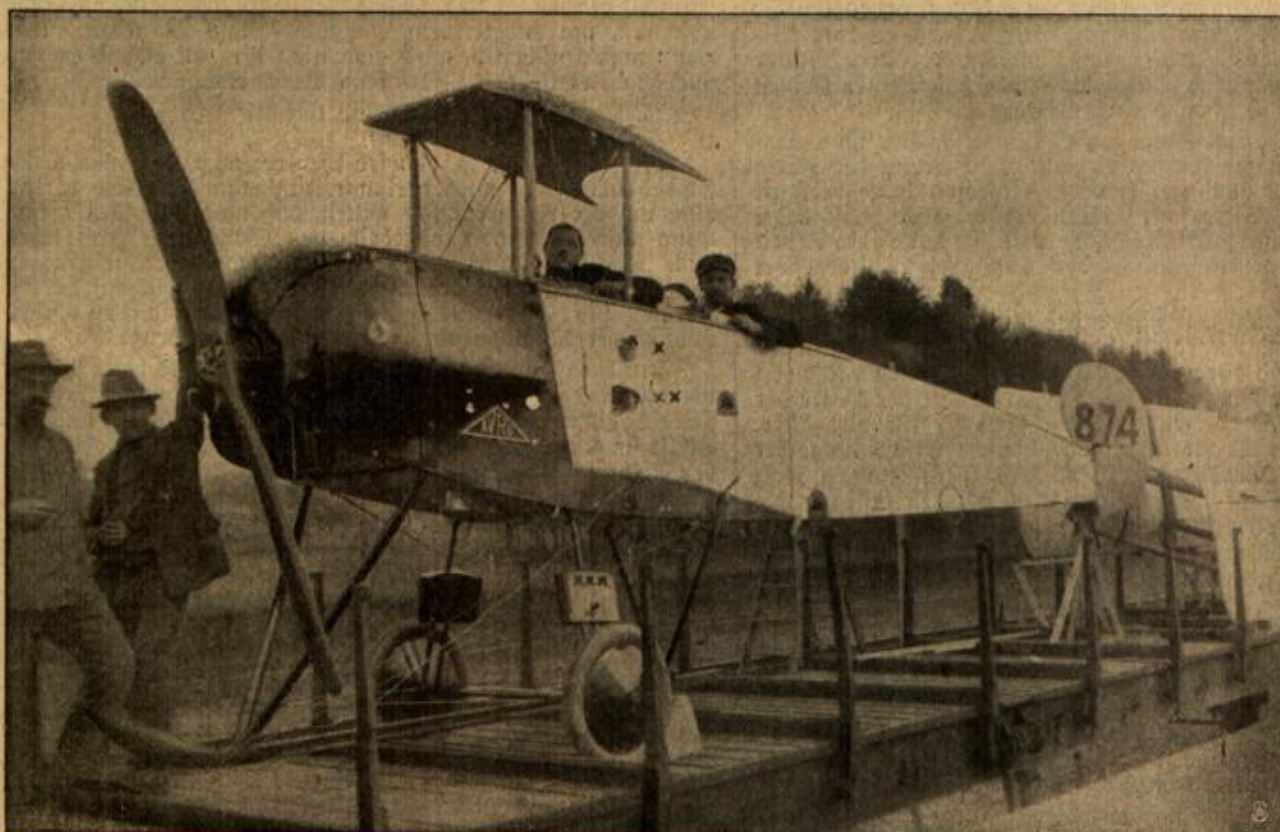
(Fortsetzung folgt.)



Oben links: Hinter der Front. Beim Abkochen der Mittagsmahlzeit.

Oben rechts: Ein niedliches Idyll in Feindesland. Ein deutscher, härtiger Landwehrmann hält ein kleines, polnisches Mädchen auf dem Arm, dem von der jungen Mutter, die im buntgeblühten Kattunkleid danebensteht, ein deutscher Helm auf das Köpfchen gesetzt wurde. Im Hintergrunde sieht man die für Polen charakteristischen polnischen Holzhütten.

Mitte: Die Zeppelin-Furcht der Engländer. Große Furcht haben die Engländer vor einer Ueberrumpelung durch deutsche



die die Straßen anzeigen und erhellen, werden ausgelöscht und keine Reklame-Beleuchtung darf zu sehen sein. Jeden Abend durchstreifen gewaltige Strahlen der Scheinwerfer den Horizont, um etwaige Luftschiffe zu entdecken.

Unten: Aus unserer Siegesbeute: Das englische Flugzeug, das die Zeppelinwerft in Friedrichshafen bombardierte. (X und XX zeigen die Treffer an, die das Flugzeug zum Landen zwangen.)